



Leseprobe aus Vick, Allein auf dem Meer,
ISBN 978-3-407-75642-8 © 2022 Beltz & Gelberg
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75642-8](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75642-8)

DIE PANDORA

1

Wir befanden uns zwölf Seemeilen nördlich der Kanarischen Inseln. Die Sonne stand hoch am Himmel und der Wind blähte die Segel.

Ich liebte es. Von der Gischt durchnässt, von der Sonne verbrannt, brüllte ich im Rausch der Geschwindigkeit über die Dünung hinweg.

Unsere Crew bestand aus sieben Leuten, alles Jungen zwischen vierzehn und sechzehn, dazu unser Erster Offizier Dan, der ein bisschen älter war als wir, und unser Kapitän Jake Wilson. Er war dünn, stark wie ein Seil, er hatte das Boot im Griff und brachte uns für den Segelwettbewerb in Form.

Es war gut. Wir arbeiteten zusammen und lernten zu tun, was zu tun war. Ich kam mir nicht länger wie der seekranke Anfänger vor, der ein paar Tage vorher aus dem Flugzeug gestiegen war. Ich hatte sogar Freunde gefunden, Sam und Pete.

Ich hatte das Ruder übernommen und sollte die *Pandora* auf Kurs halten, solange Wilko einen Funkruf entgegennahm. Sein Kopf lugte aus der Kabine. Er machte den Mund auf, als wolle er etwas sagen, holte aber bloß tief Luft und schluckte.

»Alles okay?«, sagte ich.

»Sturmböen im Norden. Wir machen uns auf den Heimweg. Wir müssen das Beiboot einholen.«

Wie eine Gruppe Erdmännchen guckte die ganze Crew plötzlich zu uns herüber. Die Sonne brannte vom Himmel. Wo Norden war, konnte ich nicht sagen, aber nirgends war auch nur eine einzige Wolke zu sehen. Der Wind blies kräftig, aber nicht stürmisch.

»Sicher?«, fragte ich.

»Ja! Hab's gerade über Funk gehört. Der Wind wird auch drehen. Lass uns einfach das Beiboot raufschaffen, ja?«

Das Beiboot war das Ruderboot, mit dem wir an Land setzten. Normalerweise zogen wir es hinter uns her. Ich war Anfänger, aber selbst mir war klar, dass es keinen Grund gab, es einzuholen. Es sei denn, Wilko hatte vor, mit der *Pandora* Tempo zu machen. Ich stellte keine Fragen und tat einfach, was ich sollte. Wir alle machten das so. Dan übernahm das Ruder und drei von uns halfen Wilko mit dem Boot. Dann holten wir die Segel ein und zogen eine Sturmfock auf. In der Zeit flaute der stete Südwestwind, der uns den ganzen Morgen über angetrieben hatte, ab, und aus Norden kam frischer Wind auf. Als das Segel gesetzt war, vollführte die *Pandora* eine weite, bogenförmige Wendung. Der Wind blähte die Segel, und die Jacht raste los wie ein Tier, das man von der Leine gelassen hatte. Wir ritten auf roher Gewalt.

Jemand rief: »Guckt mal!« Der Horizont hinter uns verschwamm zu einer dünnen nachtschwarzen Linie. Vor einer Minute war da noch gar nichts gewesen und jetzt das. Noch weit entfernt, aber es kroch auf uns zu.

»Was jetzt?«, fragte ich.

»Tja, Bill, für den Anfang kannst du schon mal deine Rettungsweste anlegen«, sagte Dan.

Ich hatte sie ausgezogen, als ich das T-Shirt gewechselt hatte,

und nicht wieder angelegt. Mir war noch nicht einmal aufgefallen, dass ich sie nicht mehr trug. Ich stürzte in die Kabine, schnappte mir die Weste und kehrte an Deck zurück.

Der Spaß war vorbei. Die Angst lag mir jetzt wie ein kalter Stein im Magen. Ich starrte auf die Rettungsweste, aber meine zitternden Hände wollten nicht wie ich. Ich war immer noch dabei, die Weste anzulegen, als uns eine Welle traf. Ich stolperte und stürzte, ließ die Rettungsweste fallen, ließ sie, vor lauter Dummheit und Ungeschick, einfach los. Ich sah, wie sie davonschlidderte, über das Deck rutschte und ins Wasser fiel.

2

Der Wind begann zu wüten. Die Wellen türmten sich und brachen, als tobte der Sturm schon seit Tagen und nicht erst seit Minuten auf dem Meer. Wilko behielt Dan und zwei andere Jungs – die besten – bei sich und schickte den Rest von uns in die Kabine, aber ich blieb auf Deck. Ich musste zusehen, musste sehen, was geschah.

Die *Pandora* schaffte es zunächst. Das Segel spannte und bauschte sich, trieb uns vorwärts. Doch jedes Mal, wenn ich mich umsah, schien der Sturm näher gekommen zu sein. Wolken jagten über den Himmel. Und der Wind drehte wieder und wieder, rüttelte und schüttelte die Jacht.

Wilko rutschte aus und ließ das Ruder los, das sich wie wild drehte. Wir legten uns auf die Seite, die *Pandora* neigte sich ins Meer. Eine Woge überspülte die Reling und durchnässte mich. Mühsam kam ich wieder in die Höhe, von der schieren Wucht der Welle wie betäubt. Ich rang nach Luft. Der Schreck hatte mir den Atem verschlagen.

Der metallene Himmel war jetzt über uns, vor uns war das Licht. Es war ein Rennen zum Licht, aber wir verloren. Der Sturm hüllte uns ein wie ein Umhang.

Vor uns türmte sich das Wasser, ein Berg, der wogte, immer größer wurde und zu einem Monster anschwell.

Wilko stand wieder am Ruder und steuerte hart, geradewegs auf den Wellenkamm zu. Wir jagten in ein Wellental und wurden seitwärts gerissen, als zöge eine riesige Hand an uns.

Dann sah ich, im Wasser, einen Schatten. Eine Sekunde lang. Etwas Großes, ganz nah.

Wir kippten über den nächsten Kamm und stürzten, den Bug im Wasser, talwärts. Das Meer fraß die *Pandora* auf. Der Himmel prasselte auf uns herab. Ein Himmel aus Wasser. Wir wurden überspült, ein Schlag ließ das ganze Boot erbeben. Ich klammerte mich fest, von den Wassermassen wie erschlagen.

Wir tauchten wieder auf, schnappten nach Luft, suchten das Meer nach dem nächsten Brecher ab. Aber der, der uns erwischt hatte, war der übelste gewesen.

»Gott sei Dank«, keuchte ich.

Wilko wendete die *Pandora* und bellte Befehle. Er biss sich auf die Zähne, stur sah er nach vorn.

»Das war eine Warnung«, sagte er. »Da kommt noch mehr.«

3

Ich wartete darauf, dass die *Pandora* sich fing, uns davontrug und über den Sturm triumphierte. Doch sie schleppte sich nur so dahin. Ich dachte an den Schatten. Was war das gewesen? Ein Felsen? Ein Wal?

In der Luke tauchte Dans panisches Gesicht auf.

»Wasser!«, rief er.

Ich lief hin, um nachzusehen. Drei der Jungs saßen auf dem Tisch und sahen ungläubig zu, wie das Wasser bis zu ihren Knöcheln, dann bis zu ihren Beinen stieg. Sie zogen die Beine an. *Denk nach, denk nach*, sagte ich mir. »Keine Panik, das kommt von der Welle.«

Aber stimmte das? Das Wasser schwappte wild umher. Es war unmöglich zu sagen, woher es kam.

»Nimm das Ruder!«, hörte ich Wilko Dan zurufen. Er kletterte in die Kabine.

Die Zeit raste. Raste so schnell wie der Wind.

Wilko, der panisch an der Pumpe fummelte, um sie in Gang zu bringen.

Wilko, der gegen sie trat, als das misslang.

Wilko, der sich den Funk schnappte und »Mayday« brüllte und unsere Koordinaten, wieder und wieder und wieder.

Der Funk, der knisterte und pfiiff. »Wir hören euch, *Pandora*, könnt ihr ...«

Und die Stimme, die in einem Sturm aus Schreien und Berserten unterging.

Das strudelnde Boot.

Wilko, der die Handpumpe für zehn Sekunden zum Laufen brachte, bevor ihm klar wurde: Das Boot lief tatsächlich in rasender Geschwindigkeit voll.

Die Jungs auf dem Tisch, die dem steigenden Wasser entkommen wollten. Pete, der schrie: »Was passiert hier?«

»Das Beiboot«, sagte ich.

»Nein, es gibt ein Rettungsfloß«, sagte Wilko. »Ein aufblasbares, im Laderaum. Das Ruderboot wäre nutzlos.«

Er zerrte das Floß heraus. Wir halfen, das Ding an Deck zu ziehen und packten es, wie ein großes, orangefarbenes Zelt, aus seiner Tasche.

Wilko zog an einem Griff. Das Floß blies sich binnen Sekunden auf. Es war ein Dingi, ein stabiler Ring aus einem luftgefüllten Schlauch mit einem Vordach und einem Zelteingang mit Reißverschluss. Daran befestigt war eine lange Leine, die Wilko an der Reling vertäute.

»Helft mir«, sagte er.

Zusammen hoben wir das Floß in die Höhe und schleuderten es aufs Wasser hinaus. Ich stand ganz am Ende von diesem wirren Haufen verängstigter, durchnässter Jungs. Wilko kletterte über die Reling und runter auf die Leiter.

»Du kannst nicht als Erster gehen!«, rief jemand. Aber das tat er auch nicht. Wilko blieb stehen, klammerte sich mit einer Hand an die Leiter, mit der anderen hielt er die Leine und zog das Floß zu sich heran.

»Einer nach dem anderen. Klettert runter, um mich herum.«

Der Wind drosch in die flatternden Segel. Die *Pandora* schlingerte. Die Welt war schaukelkrank.

Wir beeilten uns und drängelten. Pete quetschte sich an

Wilko vorbei, hielt sich an der Leine fest, tauchte kopfüber durch den Zelteingang und verschwand in Sicherheit.

Der Nächste. Die gleiche Prozedur.

»Beeilt euch!«, schrie jemand und versuchte, sich an den anderen vorbeizudrängen.

Das Floß hob und senkte sich. In der einen Sekunde stand Wilko das Wasser bis zur Hüfte, in der nächsten war es wieder weg.

Wir wollten alle der Nächste sein, aber nicht verzweifelt wirken. Ich versuchte, nicht in Panik zu geraten; zwang mich, mich nicht vorzudrängen.

»Bleibt in der Reihe«, sagte Dan. Aber es klang lachhaft.

»Was ist mit Vorräten?«, fragte Sam.

»Rein mit dir!«, brüllte Wilko.

Sam gehorchte. Wir alle gehorchten. Aber was Sam da gesagt hatte, machte Sinn. Niemand wusste, wo wir waren. Nicht genau. Womöglich würden wir Tage auf dem Wasser treiben. Es waren noch drei andere vor mir, bevor ich an der Reihe war.

Die *Pandora* lief voll. Ich musste also schnell sein. Ich raste zurück zur Kabine, schnappte mir eine Reisetasche und leerte sie aus. Die Schranktür schwang auf. Ich nahm so viele Dosen und Flaschen, wie ich tragen konnte.

Die Zeit dehnte sich. Ich kletterte über das sich neigende Deck zurück zum Heck. Sie waren alle auf dem Floß. Nicht mal Dan hatte gewartet. Da war nur noch Wilko, der immer noch die Leine hielt und mich zur Eile antrieb. Ich wollte ihm die Tasche geben, aber das war gefährlich. Um sie zu fassen zu kriegen, musste er entweder die Leine oder die Leiter loslassen. Er entschied sich für die Leine, nahm die Tasche und schwang sie den ausgestreckten Armen entgegen. Doch zwischen ihm

und dem Floß war zu viel Platz. Er schwang die Tasche noch einmal, schwankte und stürzte ins Wasser.

Wilko verschwand, tauchte auf, verschwand, tauchte auf, fest im Griff der Wellen.

Das Floß trieb davon, bis sich die Leine straffte. Ein Abgrund aus aufgewühltem Wasser lag zwischen mir und dem Floß.

Irgendwie erreichte Wilko die Leine und hangelte sich an ihr entlang, bis er das Floß erreicht hatte und die anderen ihn hochzogen.

Sie zogen mit aller Gewalt an der Leine, um wieder näher an die *Pandora* heranzukommen, aber die See hielt das Floß auf Abstand, die Leine zum Zerreißen gespannt.

Ich wagte mich vor, nahm all meinen Mut zusammen, war bereit, nach der Leine zu greifen und meinen Körper ins Wasser fallen zu lassen. Ich holte tief Luft und –

Die Leine riss. Ein Peitschenschlag.

Das Floß schoss davon, eine Wand aus Wellen und Gischt verschluckte es.

Das Letzte, was ich sah, waren ihre entsetzten Gesichter. Das Letzte, was ich hörte, waren ihre Schreie, die der Wind erstickte.

4

Ich erstarrte. Schon halb vom Boot, hing ich lange Sekunden einfach an der Leiter. Fassungslos.

Aber ich konnte nicht abwarten oder überlegen. Ich kletterte zurück an Bord und rannte zur Kabine. Sie lief schnell mit Wasser voll. Ich kämpfte gegen die Panik, gegen die Angst, dass ich es nicht mehr rausschaffen und in der Kabine sterben würde, und zwang mich, hinunterzuspringen. Ich watete durch das Wasser. Ich war zu langsam. Das Wasser war zäh wie in einem bösen Traum. Ich schnappte mir eine Plastiktüte und füllte sie wie im Rausch. Dosen, Wasserflaschen, Notizbuch und Stift. Meine Hände griffen, ohne nachzudenken. Ich muss auch das Messer gefunden haben, auch wenn ich mich daran nicht mehr erinnere.

Ich schleuderte die Tüte in das Beiboot, ließ es mit der Winde hinab, kletterte hinein und durchtrennte das Seil, bevor die sinkende Jacht es mit sich in die Tiefe reißen konnte.

Wie das Floß wurde das Boot gepackt und davongetragen, weg von der *Pandora* und ins Chaos hinein. Ich hielt mich in der Bootsmitte, kauerte auf dem Boden und klammerte mich an die Bordkante. Ich fuhr so weit, so schnell, dass ich die *Pandora* nicht mal mehr sinken sah.

Ich schrie: »Wilko! Dan! Sam, Pete!«

Ich wurde hochgeschleudert und stürzte in Wellentäler. Es regnete in Strömen. Der Wind tobte. Nirgends gab es Licht, ich war verloren.

Ich versuchte, in der Bootsmittle zu bleiben, musste mich aber hierhin oder dorthin flüchten, wenn eine Welle das Boot zur Seite neigte. Mehr als einmal glaubte ich zu kentern.

Als der Sturm einen Augenblick nachließ, entdeckte ich den Stauraum am Heck und stopfte die Tüte und die Flaschen hinein.

Ich legte die Ruder auf den Schiffsboden und setzte mich darauf, damit sie nicht über Bord gingen.

Und ich klammerte mich ans Boot.



Graues Meer und Regen, Regen und graues Meer. Die brutale Achterbahnfahrt auf den Wellen.

Der Sturm toste und kreischte. Endlos wütend.

Ich nahm meine Kappe zum Wasserschöpfen. Jedes Mal, wenn ich etwas vorangekommen war, wurde ich wieder von einer Woge getroffen, oder der Bug tauchte in eine Welle und das Wasser lief hinein.

Ich musste versuchen, das Boot aufrecht zu halten. Es reichte nicht, mein Gewicht auf die eine oder andere Seite zu verlagern. Also versuchte ich, das Boot mithilfe der Ruder zu stabilisieren. Aber binnen Sekunden wurde mir eines weggerissen. Es verschwand in der Dunkelheit.

Die nächste Welle hämmerte gegen das Boot.

Ich schöpfte und schöpfte. Meine Muskeln stöhnten. Und der Wind schrie:

Du hältst nicht durch. Ich kenne kein Ende.

Wieder und wieder und wieder.

Jede Welle konnte die letzte sein. Die, die mich erwischte. Die, die das Boot volllaufen ließ und mich ins Meer schleuderte.

Nach Stunden hatte ich mich halbwegs damit abgefunden, dafür wurde ich vom Wasserschöpfen und Festhalten müder und müder. Ich hatte mich halbwegs damit abgefunden. Ich raste den nächsten Wellenkamm hinauf und wieder hinab ins Wellental und schrie: »Zur Hölle mit dir!«

Kein Ende.

»Noch hast du mich nicht!«

Die nächste Welle – *jede* Welle –, die mich nicht erwischte, war ein Sieg.

Kein Ende.

»Ich werde leben. Hörst du mich? Ich werde leben!«

Ich versuchte, tapfer zu wirken, während mein Magen sich umdrehte vor Angst. Ich weiß, wie verrückt das war, ich war ja allein. Aber ich musste wenigstens so tun, als wäre ich tapfer, es wenigstens so aussehen lassen vor mir.

Stunden vergingen. Ich konnte die Wellen nicht sehen. Ich konnte das Ende des Boots nicht sehen.

Ich schöpfte und schöpfte.

Aber ich wurde langsamer.

Muskeln wurden totes Gewicht.

Es gewann. Ich war dabei zu verlieren.



Ich kämpfte nicht mehr gegen den Sturm. Ich kämpfte gegen meinen eigenen Körper. Seine Schwäche, seine Winzigkeit.

Ich hasste mich. Und heulte fast.

»Hör auf zu flennen. Hör auf!«

Ich dachte, ich würde sterben.



Dann wurde es anders. Es ließ mich leben. So fühlte es sich jedenfalls an. Was immer es war, das da mit mir gespielt hatte.

Und das Monster kam zur Ruhe. Ich schöpfte, bis nur noch ein bisschen Wasser im Rumpf stand, wappnete mich für den nächsten Sturm aus dem Dunkel. Aber dieser Sturm kam nie.

Ich weiß noch, wie ich in die Nacht hinaus starrte, meine Kappe in der Hand, und sich alles in meinem Kopf drehte.

Ich weiß nicht mehr, wie ich die Kappe verloren habe. Oder das Bewusstsein.

DAS MEER

1

Ich wachte auf.

Es hatte tiefe Dunkelheit geherrscht, jetzt blendete das Licht. Die Welt war in Aufruhr gewesen, jetzt war sie still.

Die Sonne ging auf. Zunächst wollte ich ihre Hitze, um mich zu trocknen, zu wärmen. Doch als die Sonne höher stieg, wurde es unangenehm, bald quälend. Um Schatten zu haben, versteckte ich mich unter meiner Windjacke und lernte in den nächsten Minuten und Stunden, die Sonne zu hassen. Herrscherin über diese neue Welt.



So ging es drei Tage. Da war flaches, glasiges Blau, im Norden, Süden, Osten und Westen. Keine Vögel, kein Fisch, der aus dem Wasser sprang, kein Wind oder Seegang, keine Wolken.

Ich dachte und dachte und schrieb in mein Notizbuch:

Dies ist kein Ort. Dies ist Nirgendwo.

Ich bin allein, in einem Ruderboot, auf dem Atlantik.

Ich bin 15. Ob ich noch 16 werde, weiß ich nicht.

Die *Pandora*, Wilko, Sam, Pete, Dan und der Rest der Crew. Sie waren nur noch Erinnerungen. Mum, Dad, England, Fern-

seher, Sportschuhe, Bäume, Schmetterlinge. All das war nicht mehr Wirklichkeit.

Die Sonne, die Hitze. Das war wirklich.

In der einen Minute war ich voller Angst, in der nächsten hundertprozentig sicher, dass ich bald gerettet würde. Grundlos wechselte ich von dem einen in den anderen Zustand über.

Ich sprang auf, schrie und winkte um Hilfe.

Ich hockte da, die Arme um die Knie geschlungen, mich wiegend.

Ich wurde wütend. Ich sagte mir, was für ein Idiot ich doch gewesen sei, es nicht auf das Rettungsfloß zu schaffen. Dann sagte ich mir, was für ein Idiot ich doch gewesen war, überhaupt erst an dieser sogenannten Challenge teilzunehmen. Dann würde ich wütend auf Wilko. Dann wurde ich wütend auf Dad.

»Das wird dir guttun«, hatte er gesagt. »Immer hast du die Nase in einem wissenschaftlichen Buch, das ist jetzt mal was anderes.« Am Flughafen hatte er gesagt: »Letzten Sommer, als wir mit dem Dingi über den See geschippert sind. Das hat dir doch gefallen, oder? Tja, das ist eine völlig andere Welt.« Und er hatte genickt und gelächelt, als würde er ein Geheimnis kennen und ich wäre kurz davor, es zu entdecken.

»Und, ist das hier dein Geheimnis?«, schrie ich.

Wenn ich nicht mit meinem einen Ruder paddelte, hielt ich Ausschau und horchte auf ein Boot oder ein Flugzeug.

Im Stauraum fand ich eine Schnur und einen Haken. Ich versuchte zu angeln, mit Thunfischstückchen und gebackenen Bohnen als Köder. Aber der »Köder« wurde im Wasser zu Brei.

Ich hielt wieder Ausschau nach Flugzeugen. Aber da war nichts. Und das blieb auch so, Stunde für Stunde, Tag für Tag.



Seegang wird von 0 bis 9 gemessen. Eins sind kleine Wellen, 12 ist die Mutter aller Stürme.

Das hier war 0.

Im Sturm hatten der Himmel und das Meer versucht, mich zu töten. Jetzt dachte ich: *Sie versuchen es immer noch, bloß langsamer.* Ich hatte dieses Bild in meinem Kopf: das Boot, wie es an Land trieb. Ein Skelett in zerlumpten Shorts und einem zerfetzten T-Shirt mit einer dämlichen Comic-Ente drauf. Vögel hatten sich mein Fleisch gepickt, die Sonne hatte meine Knochen gebleicht. Erst können sie mein Skelett nicht identifizieren, dann finden sie in der Tüte, die meine Fingerknochen umklammern, das Notizbuch.

Ich versuchte, nicht daran zu denken. Aber ich konnte nicht anders. Es gab nichts, das mich hätte ablenken können. Da waren bloß das Meer und ich, dazu ein paar Konserven, drei Plastikflaschen (zwei davon leer, eine jetzt nur noch halb voll), ein Notizbuch und ein Stift, ein Messer.

Ich machte Notizen. Ich hoffte, dass ich sie eines Tages wieder lesen würde. Aber ich wusste, dass es vielleicht nicht so kommen würde. Würde irgendjemand das lesen? Irgendein Fremder, der das Buch Mum und Dad geben würde, damit sie wussten, was passiert war?

Ich versuchte zu schreiben:

*Liebe Mum, lieber Dad,
wenn ihr das hier lest*

Ich konnte nicht weiterschreiben. Ich war nicht so weit. Noch nicht.



Am dritten Tag sah ich einen Punkt am Horizont. Einen verschwommenen schwarzen Stern, mal in Sicht und dann wieder nicht. Die Sonne knallte dermaßen aufs Wasser ein, dass der Horizont flirrte. Ich musste die Augen zusammenkneifen, damit ich den Punkt überhaupt sah. Ich konnte nicht mal sagen, ob es ihn wirklich gab oder ob mein Verstand mir einen Streich spielte.

Ich paddelte darauf zu mit meinem verbliebenen Ruder.

Was hätte ich auch sonst tun sollen?



Je näher ich kam, desto mehr wurde der »Punkt« zum »Fleck«.

Die Sonne war eine glühende Herdplatte, voll aufgedreht. Wenn ich die Hand himmelwärts streckte, würde ich mir die Finger verbrennen. Es war anstrengend, in der Hitze zu paddeln, aber wenn ich wartete, bis die Sonne unterging – und es viel kühler wurde –, würde ich ihn nicht vor Einbruch der Nacht erreichen. Trotzdem hielt ich alle zehn Minuten inne, kauerte mich unter meine Windjacke und nippte am Wasser. Für einen Augenblick befeuchtete es meinen Mund. Und das, was mal meine Lippen gewesen waren. Sie waren zu Blasen geworden.

2

Das Ding war dunkel und rundlich. Treibgut. Vielleicht ein Fass oder eine Öltonne, die im Wasser tanzte. Und es war etwas darauf. Ein verheddertes Seil oder Netz.

Ich kam näher. Es *war* eine Plastiktonne. Das Ding darauf war in Fetzen gewickelt.

Und zwei spindeldürre Beine ragten heraus.

Mein Herz hämmerte. »Hallo?«, brüllte ich. »Hey!« Meine Stimme klang komisch in der Stille.

Ich paddelte näher heran. Es dämmerte jetzt.

»Ey!«, rief ich. Ich fand eine Euromünze in meinen Shorts und warf sie. Sie prallte von den Fetzen ab und ploppte ins Wasser.

Eine Weile blieb ich einfach hocken, ich wusste, dass ich zu der Tonne musste, zu den Fetzen, den Beinen. Aber ich war noch nicht so weit. Ich hatte noch nie eine Leiche gesehen.

3

Näher dran, erkannte ich ein Nest aus schwarzem Haar, das am einen Ende aus den Fetzen ragte, und staubige Füße am anderen. Dürre Beine. Knochen, in Haut gewickelt.

Ich zitterte. Ich wollte hinsehen. Ich wollte *nicht* hinsehen.

Ich paddelte bis zur Tonne und stupste einen Fuß mit dem Ruder an.

»Hey!«, sagte ich. Dann dachte ich: *Da ist niemand mehr. Du bist tot.*

Ich griff nach einem Stoffzipfel und zog die Tonne näher heran. Der Fetzen war eine Decke oder ein Umhang. Ich hob den Stoff mit bebenden Fingern an. Darunter war ein Mädchen. Mein Alter ungefähr. Langes, schmales Gesicht, geschlossene Augen, dunkle Haut. Es sah nicht aus, als würde sie noch atmen.

Sie war tot. Aber ich musste sichergehen, musste es *wissen*. Ich streckte die Arme aus, nur so weit, dass das Boot nicht kippelte, schob meine Hände unter ihre Achseln. Ich schloss die Augen und wandte mich ab. Sie roch übel. Ich zerrte an ihr. Sie war dürr, trotzdem schwer. Ein totes Gewicht. Das Boot schaukelte, als ich sie zu mir zog, an hob, sie keuchend und schnaufend über die Bordkante zerrte. Wie ein großer, gerade gefangener Fisch plumpste sie ins Boot.

Ihre Augen waren geschlossen, aber ihre Lippen öffneten sich, ganz langsam, als ob sie zugeklebt wären.

Ihre Lippen schlossen sich, öffneten sich wieder. Auch ihre

Augen gingen auf. Braun und weiß und verdreht. Ohne etwas zu erkennen. Sie stieß einen krächzenden Seufzer aus.

»Hallo«, sagte ich. Ich hockte da wie ein Idiot, bevor mir klar wurde, was ich zu tun hatte. Ich griff nach dem Wasser und träufelte ihr etwas davon in den Mund.

»*Aman*«, keuchte sie.

Ich gab ihr mehr Wasser. Es tat mir weh, weil es alles war, was ich noch hatte. Dann tat es mir weh, dass es mir wehtat, und ich gab ihr noch ein bisschen mehr. Ein kleines bisschen.

Dann sah sie mich.

»*Aman*«, krächzte sie und zeigte aufs Meer.

»Was?« Wenn dort ein Boot oder irgendwas gewesen wäre, hätte ich es gesehen.

»Ist das *Aman*?«, sagte ich. Die Tonne, auf der sie getrieben war, tanzte ein oder zwei Meter entfernt auf dem Wasser.

Ich paddelte hin. Am oberen Ende befand sich ein Griff, an dem ein kurzes Seil angebracht war. Ich befestigte es an dem Haken am Bug.

Ich gab ihr mehr Wasser. Ihre Hand langte nach der Flasche. Ich zog sie weg, zeigte ihr, wie wenig noch übrig war, und zuckte mit den Schultern.

»Wir müssen es aufsparen«, sagte ich und dachte: *Ich muss es aufsparen*. Wenn sie es in die Finger bekäme, stellte ich mir vor, würde sie es in einem Zug austrinken. Alles. Ich dachte an die Lebensmittel im Stauraum und wie lange wir hier draußen würden aushalten müssen. Ich war froh, sie gefunden zu haben, und gleichzeitig aber auch nicht. In Sorge.

»*Aman*«, krächzte sie mit einer Stimme wie Staub.

Ich holte eine Dose Pfirsiche aus dem Stauraum. Ich musste mich dazu überwinden, zu teilen. Ich machte sie auf und gab

ihr etwas von dem Saft zu trinken. Ich holte ein Stück heraus und versuchte, sie zu füttern. Sie hob die Hand und nahm es mir weg.

Sie hatte Mühe, ihren Mund zu treffen. Sie war völlig daneben. *Viertellebendig, achtelebendig*. Ihre Lider schlossen sich. Ein halb gegessenes Stück Pfirsich rutschte ihr aus den Fingern und blieb an ihrer Wange kleben.

Ich stupste sie am Arm. Sie rührte sich nicht. Ich packte sie an den Schultern und schüttelte sie. »Wach auf!«, sagte ich. Und flüsterte: »Bitte.«

Ich hob ihren Kopf an und bettete ihn auf meine Windjacke. Sie öffnete die Augen und starrte in den Himmel.

»Bist du okay?«, sagte ich. »Was heißt *Aman*? Sprichst du Englisch?«

Ihre Augenlider flatterten und schlossen sich. Ihr Atem wurde ruhiger.

Ich betrachtete sie, während sie schlief. Ich aß den Rest der Pfirsiche. Alle.

Die Sterne kamen raus. Winzige Flecken. Fadenscheinig rund um den Mond, kräftig vor dem tiefen Blau, füllten sie den Himmel langsam mit einem milchigen Licht.

Das war groß und still, schön und schrecklich.

Alles war jetzt anders.



Ich versicherte mich, dass sie schlief, und pinkelte aus dem Boot. Es war bloß ein Tröpfeln. Eigentlich war es gar kein richtiger Urin. Und wenn, dann war er braun. Ich fragte mich, wie ich so was jetzt regeln sollte, mit dem Mädchen im Boot.

Ich legte mich hin, ihre Füße an meinem Kopf und meine

Füße an ihrem. Nur dass sie mitten im Boot lag, ihren Umhang über sich, und ich mich an die Seite quetschen musste. Ohne meine Windjacke, denn die lag unter ihrem Kopf.

Ich lag wach da und mit jeder Minute wurde es kälter und unbequemer. Ich war immer noch froh, *erstaunt*, dass ich sie gefunden hatte, dass ich nicht mehr allein war. Aber ein Teil von mir hatte schlechte Laune. Weil ich nicht schlafen konnte und sie mir den ganzen Platz wegnahm.

Es gab noch eine größere Sorge, die mich quälte. Essen und Wasser waren knapp. Und ab jetzt musste ich teilen. Die Zeit, in der ich ohne Rettung überleben konnte, wurde umso kürzer.

Ich wollte das nicht denken. Aber es war Fakt.

Das Boot wirkte jetzt kleiner. Himmel und Meer größer.

Ich versuchte mich auszuruhen, konnte aber vor lauter Grübeln nicht einschlafen.

Ich schrieb in mein Notizbuch:

Ich muss jetzt teilen. Aber:

Selbst wenn sie am Ende bloß zwei Skelette finden statt eins, ist das etwas in diesem großen Garnichts.